

Denn Narzissmus hält ein Leben lang

Manche Eltern überschütten ihre Kinder mit Lob: Du bist so toll! Du kannst alles werden! Das soll Selbstbewusstsein bringen. Tut es aber nicht.

Von Francesco Giammarco

Das Märchen „Frau Holle“ erzählt von einer Familie: von einer Mutter und ihren beiden Mädchen. Einer Stieftochter und einer leiblichen. Die Stieftochter wird von der Mutter schlecht behandelt. Aber sie erfüllt alle Aufgaben, die das Leben ihr stellt, und erwartet nichts dafür. Sie holt das Brot, das darum bittet, aus dem Ofen, bevor es verbrennt. Sie schüttelt den Baum, damit die reifen Äpfel abfallen. Und sie dient der Frau Holle, schüttelt jeden Tag ihre Kissen aus, damit es auf der Erde schneit. Zum Lohn wird sie mit einem Goldregen überschüttet, deswegen nennt man sie die Goldmarie. Die leibliche Tochter wird von der Mutter besser behandelt, im Gegensatz zu ihrer Schwester muss sie keine harten Hausarbeiten erledigen.

Die Schwester möchte, dass es auch für sie Gold regnet. Aber sie erfüllt die Aufgaben nicht. Das Brot holt sie nicht aus dem Ofen, weil sie sich nicht schmutzig machen will. Den Baum schüttelt sie nicht, da ihr die Äpfel auf den Kopf fallen könnten. Der Frau Holle dient sie nur am ersten Tag fleißig – weil sie immerzu an den Goldregen denkt –, aber schon am zweiten wird sie faul und schüttelt die Kissen nicht mehr aus. Am Ende regnet es stinkendes Pech auf sie herab. Es bleibt an ihr kleben und geht ein Leben lang nicht ab. Sie ist die Pechmarie.

Auch Narzissmus klebt ein Leben lang. Narzissten halten sich

für besser als andere, für schlauer und schöner als andere. Sie glauben, dass sie dafür Anerkennung verdienen und dass die Regeln des Zusammenlebens für andere gelten, aber nicht für sie. Deswegen machen narzisstische Menschen oft den Eindruck, als hätten sie sehr großes Selbstvertrauen. Aber Narzissten sind sich selbst nicht genug, es reicht ihnen nicht, zu wissen – oder zu glauben –, dass sie toll sind. Sie brauchen unbedingt die Bestätigung von anderen, deren Bewunderung. Das ist das Gegenteil von Selbstvertrauen. Narzissmus ist aber keine Krankheit, er ist eine Eigenschaft, ein Charakterzug. Jeder Mensch hat narzisstische Tendenzen, sie sind nur unterschiedlich stark ausgeprägt. Bei dem Unterschied zwischen Narzissmus und Selbstbewusstsein kommt es – wie bei dem Unterschied zwischen Pechregen und Goldregen – auf die Eltern an. Darauf, wie sie ihre Kinder behandeln.

Ein Team der Universität Amsterdam hat das erforscht. In einer Langzeitstudie wollte es herausfinden, wie Narzissmus bei Kindern entsteht. Zu diesem Zweck haben die Wissenschaftler über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren 565 Kinder und ihre Eltern befragt. Narzissmus ist ein Selbstbild, es lässt sich also messen, indem man Menschen Einschätzungen über sich selbst treffen lässt. Die Kinder sollten angeben, wie sehr Aussagen auf sie zutreffen würden. Aussagen wie: „Ich verdiene etwas extra.“ Oder: „Ohne



Rückkehr der Pechmarie: Illustration von Fritz Kunz aus einer Ausgabe von „Frau Holle“, um 1914.

Foto AKG

mich wäre es in meiner Klasse langweilig.“ Die Eltern wiederum sollten angeben, wie sehr Aussagen auf ihre Kinder zutreffen. Die Aussagen waren ganz ähnlich: „Mein Kind ist klüger als andere Kinder.“ Oder: „Ohne mein Kind wäre es in seiner Klasse langweilig.“ Die Befragungen ergaben, dass jene Kinder mit der Zeit narzisstische Tendenzen entwickelten, deren Eltern glaubten, sie seien klüger, interessanter oder spezieller als andere Kinder. Die Ergebnisse entsprachen der Theorie des Sozialen Lernens. Die Forscher gehen davon aus, dass Kinder die Einschätzungen ihrer Eltern übernehmen. Wenn die Eltern sie für etwas Besonderes halten, dann tun sie es selbst auch. Wenn die Eltern sie mit Lob und Preis überschüt-

ten, dann erwarten die Kinder das auch von anderen. Kurz gesagt, Kinder lernen den Narzissmus von den eigenen Eltern.

Die Mutter aus dem Märchen behandelt ihre beiden Töchter sehr unterschiedlich. Pechmarie wird andauernd vorgeführt, dass sie etwas Besseres ist als ihre Schwester. Während die nämlich putzen muss und Fäden spinnen, bis ihr das Blut aus den Fingern schießt, darf Pechmarie sich ausruhen. Ihre Mutter will es so. Als die Stiefschwester über und über mit Gold bedeckt zurückkehrt, da findet die Mutter, dass auch Pechmarie ein solcher Goldregen zusteht. Immerhin ist sie die leibliche, also die bessere Tochter. Sie schickt Pechmarie los, dieselben Aufgaben zu erfüllen wie Goldmarie. Ei-

gentlich weiß Pechmarie genau, was sie tun muss. Goldmarie hat alles erzählt. Aber sie erfüllt die Aufgaben nicht, die das Leben ihr stellt. Weil sie denkt, der Goldregen steht ihr auch so zu. Den Goldregen sieht sie nicht als Lohn für ihre Arbeit, sondern als Lohn für sich selbst. Das hat sie zu Hause ja auch so gelernt. Von ihrer Mutter.

Es gibt zwei Typen von Eltern, die ihre Kinder „überbewerten“ – so nennen es die Forscher. Die einen glauben, dass Lob ihren Kindern guttut und sie motiviert. Sie wollen, dass ihre Kinder viel Selbstvertrauen bekommen. Aber diese Eltern verwechseln Lob mit Liebe. Dieselbe Studie hat nämlich ergeben, dass Selbstvertrauen, ebenfalls eine Eigenschaft, durch

„elterliche Wärme“ entsteht und nicht durch Lob. Wenn Eltern Wärme zeigen, dann zeigen sie Interesse und Zuneigung, dann helfen sie ihren Kindern, herauszufinden, was sie selbst denken und fühlen. Wenn Kinder um ihrer selbst willen geliebt werden, dann werden sie Erwachsene mit Selbstvertrauen.

Die anderen Eltern, die überbewerten, sind selbst Narzissten. Ihre Kinder sehen sie als einen Teil von sich selbst. Und weil sie selbst großartig sind, müssen es auch ihre Kinder sein. Diese Eltern heben ihre Kinder auf ein Podest, in der Hoffnung, indirekte Bewunderung zu bekommen. Narzissten produzieren also Narzissten.

In beiden Fällen sind die Symptome gleich. Eltern, die überbe-

werten, überschätzen die Fähigkeiten ihrer Kinder, sie glauben, sie seien klüger als andere Kinder, und sie wünschen sich, dass ihre Kinder aus der Masse herausstechen. Das sind alles Eigenschaften, die auch Narzissten aufweisen.

Natürlich ist die Ursache des Narzissmus damit nicht endgültig geklärt. Eine große Rolle spielen zum Beispiel auch die Gene. Wie bei jeder anderen Eigenschaft. Die Forscher aus Amsterdam wollen noch viele weitere Studien machen. Zum Beispiel gibt es keine Daten darüber, ob Überbewertung durch Eltern in den vergangenen Jahren zugenommen hat. Es gibt Hinweise darauf, sagen die Forscher. Man hat beobachtet, dass Eltern, die überbewerten, ihren Kindern häufig außergewöhnliche Namen geben. Und die Zahl der außergewöhnlichen Namen sei in den vergangenen Jahrzehnten gestiegen. Auch weiß man nicht, ob Überbewertung mit dem sozialen Status zusammenhängt, oder ob Männer häufiger überbewerten als Frauen. Es scheint so zu sein, dass der Narzissmus unter Jugendlichen im Westen zunimmt. Befragte Studenten punkten heute höher auf der Narzissmus-Skala als noch vor 25 Jahren.

Woher kommt der Anstieg? Vielleicht sind die Jugendlichen heute einfach ehrlicher, wenn sie die entsprechenden Fragebögen ausfüllen. Für viele Autoren und Forscher hat der zunehmende Narzissmus jedoch kulturelle Gründe. Es fallen Schlagworte wie Leistungsdruck, Selbstoptimierung, Individualisierung. Im Grunde meinen alle das Gleiche. Eine Gesellschaft, die immer versucht, das Maximum aus dem Einzelnen herauszuholen, fördert eine übersteigerte Selbstliebe. Bei den Kindern, die das Gefühl haben, etwas Besonderes sein zu müssen. Und bei den Eltern, die das Gefühl haben, ihre Kinder zu etwas Besonderem machen zu müssen.

Dabei weiß man, dass Narzissmus einen Preis hat. Narzissten sind anfälliger für Depressionen und Suchterkrankungen. Wenn man ihnen das Lob und die Bewunderung, die sie brauchen, vorenthält, dann reagieren Narzissten oft aggressiv und gewalttätig. Narzissten wirken im ersten Moment häufig sympathisch und charmant, aber mit der Zeit, das haben Untersuchungen ergeben, werden sie in Gruppen immer unbeliebter und am Ende ausgeschlossen. Narzissten führen kein glückliches Leben, ihre Geltungssucht ist ein Gefängnis, aus dem sie nicht ausbrechen können. Narzissmus ist nicht heilbar, wie Pech klebt er an einem und geht ein Leben lang nicht ab.

Vordenkerin der Stolpersteine

In einem längst vergessenen Text beschreibt Anna Seghers eine Form der Erinnerungskultur, die erst Jahrzehnte später erfunden wurde

VON JUDITH NESCHMA KLEIN

Der kurze Text ist nicht mehr als eine autobiographische Skizze, eine Miniatur. Und doch ist er etwas Besonderes. Denn er handelt von einem Stolperstein – bevor es Stolpersteine überhaupt gab.

Der Text heißt „Zwei Denkmäler“ und ist von Anna Seghers. Es gibt davon zwei Fassungen. Die erste erschien 1945 in der Zeitschrift „Demokratische Post“ in Mexiko. Dorthin war die Schriftstellerin 1941 aus dem französischen Exil geflohen. Diese Fassung füllt zwei Spalten, in der Mitte ist eine Zeichnung. Sie zeigt die Altstadt von Mainz, aus der zwei gewaltige Türme ragen. Die zweite Fassung erschien zwanzig Jahre später in der Anthologie „Atlas, zusammengestellt von deutschen Autoren“. 1968 wurde sie dann in ein „Lesebuch“ zur deutschen Literatur der sechziger Jahre aufgenommen, das weite Verbreitung fand.

Die erste Fassung von 1945 beginnt so: „Zwei Denkmäler meiner Vaterstadt, die vielleicht bis auf den Grund zerstört worden ist, sind so fest in mein Gedächtnis gepflanzt, dass sie keiner Zerstörung anheimfallen können. Eines dieser Denkmäler ist der Dom, den man ueber die weite Ebene sieht und von den fernen Hügeln auf dem rechten Rheinufer.“ Es folgen einige Informationen über den Mainzer Dom: Das „ganze Volk“ habe an seinem Bau teilgenommen, der „ein Jahrtausend“ gedauert habe; dann geht es noch um sein Gewölbe, seine Grabstätten.

Dann aber wendet sich der Blick der Autorin fort vom Dom: „Das andere Denkmal ist so unansehnlich, so klein und so flach, dass es vielleicht noch unbeschädigt in dem Schutt und Geröll versteckt ist. . . . Es war ein blank gehobelter mit einer Jahreszahl versehener Stein, der sich kaum von den uebrigen Pflastersteinen abhob. Der Magistrat der Stadt hatte diesen Stein im ersten Weltkrieg in die stille Straße einfügen lassen zur Erinnerung an eine Frau, die an dieser Stelle von einer Bombe erschlagen worden war. Die Frau war trotz des Fliegeralarms ueber die Strasse gelaufen, um Milch fuer ihre Kinder zu holen.“

Ähnlich und doch anders heißt es in der zweiten Fassung von 1965: „Aber ebensowenig kann ich ein anderes Denkmal in meiner Heimatstadt vergessen. Es bestand nur aus einem einzigen flachen Stein, den man in das Pflaster einer Straße gesetzt hat. . . . Ich weiß nur, dass der Stein zum Gedächtnis einer Frau eingefügt wurde, die im Ersten Weltkrieg durch Bombensplitter umkam, als sie Milch für ihr Kind holen wollte. . . . Menschenfresserisch, grausam war der Erste Weltkrieg, man begann aber erst an seinem Ende mit Luftangriffen auf Städte und Menschen. Darum hat man zum Gedächtnis der Frau den Stein gesetzt, flach wie das Pflaster, und ihren Namen eingraviert.“

In Wirklichkeit gab es den Mainzer Gedenkstein so nicht. Das geht aus einem Brief hervor,

den Jakob Cahn, der Ehemann der 1918 von der Bombe getroffenen Frau, 1970 aus Israel an Anna Seghers schickte. Darin erzählt er, wie es „wirklich“ gewesen war, wie der Gedenkstein „wirklich“ aus-

sah, wie es ihm und den beiden Kindern ergangen war. Er berichtet, dass er und seine Frau sich auf dem Rückweg von einem Besuch bei seinen Eltern befanden, als eine Bombe fiel, die sie irrtümlich

für Fliegeralarm hielten. Seine Frau rief: „Ich lauf zu den Kindern“, und lief los. Dann ging eine zweite Bombe nieder und traf sie tödlich. Der Gedenkstein, der in das „beschädigte Pflaster der

Unglücksstelle eingesetzt“ wurde, war, so schreibt Cahn, ein Mosaik, „eine ovale Platte aus kleinen hellen und dunklen Steinen zusammengesetzt, aber ein Name war nicht darauf angebracht“. Der Brief des Mannes ist in der Zeitschrift der Anna-Seghers-Gesellschaft „Argonautenschiff“ abgedruckt, im Band sechs aus dem Jahrgang 1997. Dort findet sich auch der Antwortbrief der Schriftstellerin. Anna Seghers verhehlt darin nicht die Unsicherheit ihres Erinnerns: „das weiß ich nicht mehr“, „ich erinnere mich an eine Erinnerung“, „wenn ich mich recht erinnere“. Und sie deutet an, dass sich in ihrem Text Erlebtes und Erdachtes, Faktisches und Fiktionales durchdringen.

Doch das von ihr als Gegenpol zum gigantischen Denkmal des Mainzer Domes imaginierte winzige Denkmal im Pflaster hat sie zur Vordenkerin der späteren Stolpersteine werden lassen. Ungesagt lässt Anna Seghers in beiden Versionen ihres kleinen Textes die jüngsten Verbrechen der Deutschen. Die letzten Sätze der Fassung von 1945 aber beschäftigen sich mit dem Tod der jungen Frau, die 1918 von einer Bombe erschlagen wurde. Sie lauten: „Ihr Tod war damals noch etwas so sonderbares und seltenes, dass die Stadtverwaltung beschloss, ihn für immer den Mitbürgern einzuprägen. – Sie war die Frau des juedischen Weinhaendlers Gebhardt.“

Hier öffnet sich ein Abgrund. Er verläuft zwischen einer Zeit, in der sich die Mainzer Stadtverwal-

tung des Gedenkens an eine einzelne Jüdin annahm, weil ihr Tod noch etwas Einzelnes war. Und einer Zeit, in der man in Deutschland die Erinnerung an die massenhafte Vernichtung der Juden und anderer Verfolgter abwehrte.

Seghers brachte die Erinnerung an den Mainzer Gedenkstein beharrlich in unterschiedlichen Kontexten vor. Das erlaubt die Vermutung, dass sie kleine „flache“, „blank gehobelte“ Pflastersteine mit eingraviertem Namen und Datum als Steine des Gedenkens an die im Holocaust Ermordeten gebilligt hätte. Gunter Demnigs Projekt der Stolpersteine gibt es seit 1997. Sie werden vor den jeweils letzten selbst gewählten Wohnungen oder Wirkungsstätten von Menschen verlegt, die von den Nationalsozialisten ermordet wurden.

Es ist, als ob Anna Seghers sogar mögliche Orte für „Stolpersteine“ angegeben hätte: die Orte der Katastrophe. Als solche können auch die letzten Wohnungen der Verfolgten gelten. Denn aus der Wohnung hinausgejagt zu werden war eine Katastrophe, die für die Betroffenen alle späteren Katastrophen ankündigte.

Eine alt-neue Idee. Und dies umso mehr, als „alt-neu“ auf das hebräische „al-tenai“ zurückgeführt werden kann, das „unter Vorbehalt“ bedeutet, „unter Bedingung“. Die Wirkung der Stolpersteine ist abhängig von der Bedingung, dass wir auch wirklich über sie stolpern: sie sehen, sie begehen. Uns bücken. Und lesen.



Alt-neue Idee: Gunter Demnig verlegt Stolpersteine in Königstein.

Foto Cornelia Sick